

TULPEN FIEBER

ROMAN

DEBORAH
MOGGACH

it



Von der betörenden Wirkung von Schönheit

Amsterdam, 1636. Die Stadt ist im Tulpenfieber: Aus dem Fernen Osten stammt die neue Blumenart, für deren kostbare Zwiebeln die Spekulanten an der Amsterdamer Börse, ob Bürger, Kaufmann oder einfacher Knecht, bereit sind, alles zu riskieren. Allen voran für die schönste von ihnen: die *Semper Augustus*.

In dieser fiebrigen Atmosphäre verliebt sich der einfache Maler Jan van Loos in Sophia, die wunderschöne Ehefrau eines wohlhabenden Kaufmanns. Eigentlich ist Jan nur als Porträtmaler bestellt, doch schon nach ihrer ersten Begegnung ist es um Jan und Sophia geschehen. Immer tiefer verstricken sie sich in eine Affäre, für die es scheinbar keinen Ausweg geben kann. Zusammen mit Sophias Magd Marie schmieden sie einen waghalsigen Plan und setzen alles auf eine Karte. Sie rechnen jedoch nicht mit dem Udenkbaren: dass der Tulpenmarkt eines Tages zusammenbricht und sie alle in ein heilloses Chaos stürzen ...

»Ein großartiger und fesselnder Roman über die Kunst und die Liebe, über Illusionen und Geld.« *The Times*

Deborah Moggach, geboren 1948, ist Autorin zahlreicher Romane und Drehbücher, u. a. von *These Foolish Things*, der als *The Best Exotic Marigold Hotel* das Kinopublikum begeisterte. Für die BBC-Adaption des Jane-Austen-Romans *Stolz und Vorurteil* wurde sie mit einem BAFTA ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihr im insel taschenbuch: *Der Club der gebrochenen Herzen* (it 4231).

insel taschenbuch 4470

Deborah Moggach

Tulpenfieber



DEBORAH MOGGACH

*TULPEN
FIEBER*

Roman

Aus dem Englischen
von Ursula Wulfekamp

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Tulip Fever* erstmals 1999 im Verlag William Heinemann, London. Die deutsche Erstaussage erschien 1999 im Verlag Fretz & Wasmuth, Bern.

Erste Auflage 2016

insel taschenbuch 4470

Insel Verlag Berlin 2016

© dieser Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

Copyright für die deutsche Übersetzung von Ursula Wulfekamp

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

Copyright © Deborah Moggach 1999

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlagabbildungen: Erich Lessing,

Pictures From History, akg-images, Berlin

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36170-1



Und wieder für Csaba

Oben leben ruhig und gelassen die Menschen; unten bewegen sich ihre Schatten ... Es würde mich nicht wundern, wenn die Grachten noch immer die Schatten von Leuten aus vergangenen Jahrhunderten widerspiegeln, von Männern mit breiten Halskrausen und Frauen in Nachthauben. Die Städte scheinen nicht auf der Erde, sondern auf ihren eigenen Spiegelbildern zu stehen; diese hoch ehrbaren Straßen scheinen aus bodenlosen Traumtiefen emporzusteigen ...

Karel Čapek, *Liebenswertes Holland*

Ja, ich habe die Welt der Armut und Häßlichkeit gut gekannt, aber gemalt habe ich die Haut, die glitzernde Oberfläche, den Anschein der Dinge – Damen in Seide und Herren in untadeligem Schwarz. Ich habe es bewundert, wie verbissen sie um ein etwas längeres Leben als das ihnen bestimmte gekämpft haben. Sie haben sich gewehrt mit der Mode, den Accessoires des Schneiders, einem phantasievollen Jabot, ungewöhnlichen Manschetten ... mit jeder Kleinigkeit, die ihnen erlaubte, ein bißchen länger auszuhalten, bis sie und uns der schwarze Hintergrund verschlingt.

Zbigniew Herbert, *Stilleben mit Kandare*

Unsere Aufgabe ist es nicht, Rätsel zu lösen, sondern sie bewußt zu machen, den Kopf vor ihnen zu neigen und die Augen auf ein unablässiges Entzücken vorzubereiten. Wenn Dir indessen unbedingt an Erfindungen gelegen ist, sage ich Dir, wie stolz ich darauf bin, daß es mir gelungen ist, eine besonders intensive Sorte Kobalt mit hellem Zitronengelb zusammenzustellen, so wie ich auch den Reflex des Mittaglichts notiert habe, das durch dickes Glas auf eine graue Wand fällt. Gestatte, daß wir unsere archaische Prozedur betreiben, daß wir der Welt Worte der Versöhnung sagen, daß wir zu ihr sprechen werden von der Freude über die wiedergefundene Harmonie, von dem ewigen Verlangen nach erwideter Liebe.

Jan Vermeer zugeschriebener Brief



1

Sophia

Vertrau nicht auf Äußerlichkeiten.

J. Cats, *Emblemata*, 1632

Mein Gemahl und ich essen zu Abend. In seinem Bart hängt ein Fädchen Lauch. Ich beobachte, wie es sich beim Kauen auf und ab bewegt, gleich einem Insekt, das sich im Gras verfangen hat. Ich verfolge das mit Gleichmut, denn ich bin eine junge, arglose Frau und lebe nur in der Gegenwart. Ich bin noch nicht gestorben und wiedergeboren. Ich bin noch kein zweites Mal gestorben – denn in den Augen der Welt wird das als zweiter Tod betrachtet. In meinem Ende liegt mein Anfang, der Aal krümmt sich und verschluckt den eigenen Schwanz. Und am Anfang lebe ich noch, ich bin jung, wenngleich mein Gemahl alt ist. Wir heben unsere Weinkelche und trinken. In mein Glas ist ein Spruch geätzt: *Die Hoffnungen der Menschen sind zerbrechlich wie Glas, kurz ist daher auch das Leben.* Ein Memento vor dem sinkenden Flüssigkeitsstand.

Cornelis reißt ein Stück Brot ab und tunkt es in seine Suppe. Einen Augenblick kaut er. »Meine Liebe, ich möchte etwas mit dir besprechen.« Er tupft sich die Lippen mit der Serviette ab. »Sehnen wir uns in diesem vergänglichen Leben nicht alle nach Unsterblichkeit?«

Ich erstarre. Ich weiß, was jetzt kommen wird. Ich schaue auf das Brötchen, das auf dem Tischtuch liegt. Es ist beim Backen aufgeplatzt und sieht aus wie ein leicht geöffneter Mund. Seit drei Jahren sind wir verheiratet, und ich habe noch kein Kind zur Welt gebracht. Das ist nicht auf einen Mangel an Versuchen zurückzuführen; in dieser Hinsicht ist mein Gemahl

noch ein kraftvoller Mann. Nachts besteigt er mich. Er spreizt meine Beine, und ich liege da wie ein auf den Rücken gefallener Käfer, der von einem Schuh auf den Boden gedrückt wird. Mein Gemahl sehnt sich mit jeder Faser seines Herzens nach einem Sohn – nach einem Erben, der über den Marmorfußboden hüpfte und diesem großen, leeren Haus in der Herengracht eine Zukunft gibt.

Bislang habe ich ihn enttäuscht. Natürlich überlasse ich mich seinen Umarmungen, denn ich bin eine pflichtbewusste Ehefrau und werde ihm immer dankbar sein. Die Welt ist tückisch, und er hat mich dem Untergang entrissen, wie wir unser Land dem Meer entrissen, es entwässert und mit Deichen umgeben haben, damit es geschützt ist und nicht untergeht. Dafür liebe ich ihn.

Dann überrascht er mich. »Aus diesem Grund habe ich einen Maler verpflichtet. Er heißt Jan van Loos und gehört zu den vielversprechendsten Künstlern von ganz Amsterdam – Stilleben, Landschaften, vor allem aber Porträts. Hendrick Uylenburgh hat ihn mir empfohlen, ein sehr kundiger Kunsthändler, wie du weißt. Auch Rembrandt van Rijn, der gerade erst aus Leiden hergezogen ist, ist unter seinen Schützlingen.«

Derartige Vorträge hält mein Gemahl mir gern. Er erzählt mir mehr, als ich wissen möchte, aber an diesem Abend fallen seine Worte geräuschlos um mich her zu Boden.

Es wird ein Porträt von uns gemalt! »Er ist sechsunddreißig Jahre alt, genauso alt wie unser wackeres neues Jahrhundert.« Cornelis leert sein Glas und schenkt sich nach. Er ist trunken von der Vision: wir, unsterblich auf Leinwand. Von Bier wird er schläfrig, Wein dagegen macht ihn patriotisch. »Wir, die wir in der großartigsten aller Städte leben, der Heimat der größten Nation auf der ganzen Erdkugel!« Ich allein sitze ihm gegenüber, doch er spricht wie zu einem großen

Publikum. Die Wangen über seinem gelblichen Bart sind gerötet. »Beschreibt Vondel Amsterdam nicht mit den Worten: *Welche Gewässer werden nicht von ihren Segeln beschattet? Auf welchem Markt verkauft sie nicht ihre Waren? Welche Völker sieht sie nicht vom Mond bestrahlt, sie, die Recht und Gesetz für alle Meere spricht?*«

Er erwartet keine Antwort, denn ich bin nur eine junge Gemahlin, die außerhalb dieser vier Wände kaum etwas vom Leben kennt. Die Schlüssel, die an meiner Taille hängen, öffnen nur unsere Wäscheschränke; Wichtigeres aufzuschließen steht mir noch bevor. Ich überlege, welches Kleid ich für das Porträt tragen soll. Größer ist meine Welt noch nicht. Um Meere, Kaiserreiche geht es mir nicht.

Maria trägt eine Platte mit Heringen auf und zieht sich schnüffelnd wieder in die Küche zurück. Vom Meer treibt Nebel herüber, und sie hustet schon den ganzen Tag. Aber das konnte ihrer Stimmung nichts anhaben. Ich bin sicher, daß sie heimlich einen Liebsten hat; in der Küche summt sie vor sich hin, und manchmal ertappe ich sie dabei, wie sie sich vor dem Spiegel das Haar unter der Haube richtet. Ich werde es herausfinden. Wir sind Vertraute, zumindest soweit die Umstände das zulassen. Seit ich nicht mehr bei meinen Schwestern lebe, habe ich niemanden außer ihr.

Nächste Woche kommt der Maler! Was Gemälde betrifft, ist mein Gemahl ein Kenner; unser Haus hängt voller Bilder. An der Wand hinter ihm ist eine *Susanna im Bade*. Die alten Männer beäugen das nackte Mädchen. Bei Tageslicht sehe ich ihre wollüstigen Gesichter, aber jetzt, im Kerzenschein, haben sie sich in den Schatten zurückgezogen, und ich erkenne nur Susannas üppiges, blasses Fleisch, direkt über dem Kopf meines Gemahls. Er legt sich einen Fisch vor. Er sammelt schöne Gegenstände.

Ich sehe uns als Gemälde. Cornelis mit weißem Spitzenkragen vor schwarzem Hintergrund, der Bart, der sich beim Essen auf und ab bewegt. Der Hering auf meinem Teller, die glänzend gebräunte Haut aufgeplatzt, so daß das Fleisch freiliegt. Die geöffneten Lippen meines Brötchens. Weintrauben, kugelig und durchscheinend im Kerzenlicht; das matte Schimmern des Zinnkelchs.

Ich sehe uns am Tisch sitzen, reglos – erstarrt in dem Moment, bevor sich alles ändert.

Nach dem Essen liest er mir aus der Bibel vor. *»Alles Fleisch ist Gras, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; denn des Herrn Odem bläst darein. Ja, Gras ist das Volk ...«*

Aber ich hänge bereits an der Wand und beobachte uns.



2

Maria

Mit Eifer muß sie auf das Gebaren der Dienstboten achten, auf ihren Verkehr und ihren Umgang, ihre Spaßereien und Spielereien, darauf, welche Worte und Gesten zwischen Mannsbildern und Frauenzimmern fallen, denn wo solches vernachlässigt wird, ist Liederlichkeit in ihren Häusern die Folge, ja sogar Verderbtheit, und zeugt von großem Makel für die Herrschaft.

J. Dod und R. Cleaver,

A Godly Forme of Household Government, 1612

Schläfrig vor Liebe, poliert das Dienstmädchen Maria die kupferne Wärmepfanne. Maria ist schwer vor Verlangen und bewegt sich träge, als würde sie unter Wasser treiben. Ihr Gesicht, verzerrt von der Rundung des Metalls, lächelt ihr zu. Sie ist ein kräftiges, rotwangiges Mädchen vom Land, das mit einem gesunden Appetit gesegnet ist. Auch ihr Gewissen hat ein gesundes Anpassungsvermögen. Wenn Willem in ihr Bett steigt, das in die Wand hinter dem Küchenfenster eingelassen ist, zieht sie die Vorhänge zu, um Gottes Mißbilligung auszusperren. Aus den Augen, aus dem Sinn. Schließlich werden sie und Willem eines Tages heiraten.

Davon träumt sie. Sie träumt, daß ihre Herrschaft umgekommen ist – ertrunken bei einem Schiffbruch – und daß sie und Willem mit sechs süßen Kindern in diesem Haus leben. Wenn sie putzt, putzt sie für seine Heimkehr. Wenn ihre Herrin ausgeht, schließt sie die unteren Fensterläden, damit sie von der Straße aus nicht zu sehen ist. Dann liegt der Salon im

Dunkeln, als spazierte sie auf dem Meeresgrund entlang. Sie zieht die blaue Samtjacke ihrer Herrin mit dem Pelzkragen und den Pelzmanschetten an und schlendert durchs Haus, immer wieder in einem der Spiegel einen Blick auf sich erhaschend. Es ist nur ein Traum, was kann das schon schaden?

Jetzt ist Maria auf den Knien, im Salon. Sie schrubbt die blau-weißen Kacheln auf den Scheuerleisten. Auf jeder Kachel ist ein spielendes Kind abgebildet – eins spielt mit einem Reifen, ein anderes mit einem Ball. Eins, ihr liebstes, reitet auf einem Steckenpferd. Das Zimmer ist bevölkert von ihren Phantasiekindern. Zärtlich wischt sie sie mit einem Tuch ab.

Durch die Mauer hört sie die Geräusche von der Straße – Schritte, Stimmen. Sie ist auf dem Land aufgewachsen, und das rege Treiben auf der Herengracht, die Art, wie die Straße in ihre geheime Welt im Haus eindringt, überrascht sie immer noch. Der Ruf des Blumenverkäufers, unheimlich wie ein Kiebitz. Der Mann von der Zinngießerei klappert mit seiner Schüssel und schreit die Namen der Gefäße, die er reparieren kann, als wollte er Sünder zu sich rufen. Jemand hustet und spuckt erschreckend nahe aus.

Und dann hört sie seine Glocke. »Fisch, frischer Fisch!« singt Willem tonlos; er hat eine schreckliche Stimme.

»Rotaugen-Brassen-Hering-Kabeljau!« Dann läutet er seine Glocke. Sie erkennt den Klang ebenso unfehlbar wie eine Schäferin das Geläut ihres Lieblings in der Herde.

Maria springt auf, wischt sich die Nase an der Schürze ab, streicht sich den Rock glatt und reißt die Tür auf. Es ist neblig an diesem Morgen, so daß sie die Gracht jenseits des Bürgersteigs kaum ausmachen kann. Aus dem Trüben taucht Willem auf.

»Guten Tag, meine Schöne.« Ein Lächeln strahlt auf seinem Gesicht.

»Was hast du denn anzubieten?« fragt sie. »Laß mal sehen.«

»Was möchtest du denn, Maria, mein Täubchen?« Er verrückt den Korb auf seiner Hüfte.

»Wie wär's mit einem schönen fetten Stück Aal?«

»Wie magst du's denn am liebsten?«

»Du weißt, wie ich's mag«, lacht sie.

»Gedämpft mit Aprikosen und süßem Essig?«

»Mmmm«, macht sie. Ein Stück weiter die Straße entlang werden Fässer von einem Kahn abgeladen. Maria hört das dumpfe Dröhnen, mit dem sie auf die Straße rollen, wie das Pochen ihres Herzens.

»Wie wär's mit einem Hering?« fragt er. »Wie wär's mit einem Kuß?«

Er kommt die Treppe herauf, immer näher. Pochender Herzschlag.

»Psst!« Sie weicht zurück. Leute gehen vorbei. Enttäuscht läßt Willem den Kopf hängen. Er ist ein einfacher Mensch mit einem langen, kummervollen Gesicht, das bei anderen Heiterkeit auslöst. Sie liebt es, wenn dieses Gesicht sich zu einem Lächeln verzieht. Willem ist ein liebenswerter, unschuldiger Mann, der ihr das Gefühl gibt, welterfahren zu sein. Sie und welterfahren! Das zeigt, wie unschuldig er ist.

Willem kann nicht glauben, daß sie ihn liebt. »Ich war gestern hier. Warum hast du nicht aufgemacht?«

»Ach, der Gemüsemann hat mir gerade seine Möhren gezeigt.«

»Nimmst du mich auf den Arm?«

»Ich war auf dem Markt.« Sie lächelt ihn an. »Ich liebe nur dich. Ich bin wie eine Muschel, ich lebe zurückgezogen in meiner Schale. Nur du kannst mich öffnen.«

Sie tritt zurück und läßt ihn ins Haus. Er stellt seinen Korb auf den Boden und nimmt sie in die Arme.

»Igitt! Deine Finger!« Sie geht ihm voraus durch das *voorhuis*, den Gang entlang und die Stufen zur Küche hinunter. Während sie gemeinsam zum Wasserbecken stolpern, zwickt er sie in den Hintern.

Sie schiebt den Hebel zur Seite. Wasser spritzt aus dem Hahn auf seine ausgestreckten Hände. Er steht da, geduldig wie ein Kind neben seiner Mutter. Sie trocknet ihm die Hände ab und schnüffelt daran. Er drückt sich an sie, schiebt ein Knie zwischen ihre Schenkel – sie wird beinahe ohnmächtig – und küßt sie.

»Du kannst nicht lange bleiben«, flüstert sie. »Sie sind beide da.«

Sie zieht ihn zu ihrem Bett in der Wand. Zusammen fallen sie über den Holzrahmen und landen prustend auf der Matratze. Wie warm es hier ist! Das wärmste Bett im ganzen Haus. Auch wenn es ihnen gehört, werden sie noch hier unten schlafen, denn es ist Marias Höhle, der Mittelpunkt ihres Lebens.

Er flüstert ihr süße Worte ins Ohr. Sie kitzelt ihn. Er schreit auf. Sie bringt ihn zum Schweigen. Dann schiebt sie seine Hand zwischen ihre Beine; sie haben keine Zeit zu verlieren. Sie kichern wie Kinder. Schließlich haben sie früher beide dicht an dicht mit ihren Geschwistern geschlafen, sich aneinandergekuschelt, sich mit Kniestößen traktiert.

»Und was haben wir hier unten?« flüstert sie. »Was Schönes?«

Aus der Ferne ist ein lautes Klopfen an der Haustür zu hören.

Maria fährt hoch, schubst Willem von sich hinunter und krabbelt aus dem Bett.

Einen Augenblick später schiebt sie, erhitzt und außer Atem, den Türriegel beiseite. Vor ihr steht ein Mann. Er ist

klein und dunkel – glänzende schwarze Locken, blaue Augen und ein Samtbarett auf dem Kopf.

»Ich werde erwartet«, sagt er. »Ich bin gekommen, um ein Porträt zu malen.«



3 Sophia

Die reife Frucht fällt von selbst in die Hand.

J. Cats, *Emblemata*, 1632

»Ich soll die Hand hierhin legen, auf die Hüfte?« Cornelis wendet sich halb dem Maler zu. Er wirft sich in die Brust. Mit der anderen Hand umfaßt er seinen Stock. Er trägt seinen Brokatmantel und den schwarzen Zylinderhut, hat sich den Bart gekämmt, den Schnurrbart gewichst und die Enden gewirbelt. Heute trägt er eine Halskrause – hoch und schneeweiß. Sie trennt seinen Kopf von den Schultern, als würde der Kopf auf einem Tablett dargeboten. Cornelis versucht, seine Aufregung zu verbergen.

»Kennt Ihr das Sprichwort, daß man einen Bach nicht eindämmen kann, weil das Wasser nur an anderer Stelle hervorstürzt? Obwohl wir unsere Kirchen weiß getüncht haben, Abbilder der Heiligkeit verboten haben ...« Er neigt den Kopf in meine Richtung. »Hier muß ich meine Gattin um Verzeihung bitten, denn sie ist katholisch. – Obwohl unsere Reformierte Kirche den Malern ihre Schirmherrschaft entzogen hat, hat ihr Talent sich andere Wege gebahnt, und wir sind die Nutznießer. Jetzt bilden sie unseren Alltag ab, mit einer Leuchtkraft und einer liebevollen Detailtreue, die – ohne gotteslästerlich sein zu wollen – an das Transzendente grenzen kann.«

Der Maler begegnet meinem Blick, hebt die Augenbrauen und lächelt. Wie kann er es wagen! Ich schaue weg.

»Mevrouw, bitte haltet den Kopf still«, sagt er.

Wir werden in der Bibliothek meines Gemahls gemalt. Der Vorhang ist geöffnet, Sonnenlicht strömt herein und fällt auf